Zeitschrift: Aarauer Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürgergemeinde Aarau
Band: 32 (1958)

Artikel: Die Mägde
Autor: Tschopp, Charles
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-558904

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DIE MÄGDE

Ich liebe es, in der ersten Dämmerung durch ein Städtchen zu spazieren, fast wie ein ehrbarer Bürger, aber mit dem Gefühl, weit vom gewohnten Zuhause entfernt zu sein. Wenn dann auf dem langgestreckten Platz, wo früher der Graben sich durchzog, die Platanen im leichten Sommerabendwind rischeln, als ob sie auch mir gehörten; wenn aus den vielen Dutzend Kaminen, welche die Silhouette der Stadt wie mit Fialen zieren, die ersten Räuchlein steigen und zu einem lichten Himmelsschleier sich verweben; wenn ich im Biergarten mit den einfachen eisernen Stühlen und Tischen einen Schoppen trinke, als ob ich von der Tagesarbeit hinter dem Ladenkorpus oder an der Hobelbank müde und durstig geworden wäre; wenn meine hoffnungssüchtigste Unruhe in heitere Ruhe sich auflöst und ich an den alten französischen Reim denke:

> C'est la petite ville à mon gré tant aymable
> Que Timon mesmement l'auroit pour aggréable;

wenn ich so das ganze Spiel des Da-Seins einer kleinen Stadt einen Abend lang mitspiele und mir doch ständig bewußt bleibe, daß ich ein Fremdling bin und nur für eine zufällige Weile an diesem Spiel teilnehme, das lange vor mir gewesen ist und lange nach mir sein wird, dann erfühle ich die Zufälligkeit und Flüchtigkeit des ganzen Lebens.

Als ich kürzlich jenen Ort besuchte, wo ich die ersten vier Lebensjahre zugebracht habe, verschwisterte sich mit diesem ruhigen, melancholisch-schönen Gefühl eine seltsame Unruhe. Ich wanderte durch die Gassen und suchte das Städtchen meiner Erinnerungen... und fand es nicht. Nur hie und da schien mir, als ob ich in einem fernen, undeutlichen Traum ein ähnliches schon durchschritten hätte. Kopfschüttelnd trat ich schließlich in den grünüberdachten Garten einer Wirtschaft

am rauschenden Strom, und während ich zögernd das Glas zum ersten Schluck hob, fiel mir ein, daß ich auf einem andern Wege hätte kommen sollen; vielleicht auf jener alten, steilen Hohlgasse durch den Wald, auf der einst die Äbtissin des nahen Klosters jede Woche hergeritten war, um ihre adeligen Freunde und Verwandten zu treffen. Vielleicht hätte ich auch gelegentlich die Augen schließen sollen, um die scheuen Bilder der Vergangenheit gleichsam zur Konfrontation heranzulocken.

Es dunkelte schon, als ich wieder auf die Marktgasse trat und plötzlich jene zwei Fenster erkannte, die ihre Simse auf dem Bürgersteig abstützen, so viel höher ist im Laufe der Jahrhunderte die Straße geworden. Trippelt dort nicht an der Hand einer Magd, die einen Deckelkorb im gebogenen Arm trägt, ein Dreijähriger herbei und die Stufen zur Haustüre hinunter und in das Schulzimmer des Kindergartens hinein, das lang und eng ist und wohl nichts anderes als die zur Stube verwandelte Werkstatt des mittelalterlich schmalbrüstigen Hauses? Und jetzt erkannte ich auch die Gasse wieder: Dort, wo das unterste Geschoß für eine moderne Konditorei gleichsam ausgeweidet und die Wunde mit einer riesigen Glasscheibe abgeschlossen worden ist, reichte uns einst die Bäckerin durch ein winziges Schiebefensterchen das Brot. Gleich daneben prunkt noch immer der Eingang mit dem bronzenen Türklopfer, der aber jetzt mit Draht befestigt ist. Diese Löwenpranke ließen nach der Kinderschule die größern Knaben einmal wuchtig fallen. Dann rannten sie kreischend davon, während ich staunend stehen blieb. Und nach einer Weile schlurfte ein Greislein heraus. Der Mann schalt mit mir, und ich glaubte es ihm nicht recht, und er glaubte es mir nicht recht und schlurfte deswegen unvermutet wieder in den dunkeln Hausgang hinein...

Leider mußte ich zur Bahnstation eilen. Doch im Zuge, halb eingeschläfert von der wiegenden Bewegung des langen Wagens, kam mir alles wieder in den Sinn. Ich dachte an jene Zeiten zurück, an jene Magd, an andere, die ihr folgten. Das auf dem Bürgersteig abgestützte Fenstergesims hatte genügt, alle Erinne-

rungen wieder zu wecken. Es war wie beim Kirschenstibitzen in der Jugendzeit: Mit Mühe und Not und auf den äußersten Zehenspitzen aufreckend, konnte man endlich ein Kirschbaumblättchen ergreifen und damit, bei größter Vorsicht, ein Ästchen niederbiegen; und mit dem Ästchen den Ast; und mit dem Ast einen größern Ast und damit schließlich das halbe Bäumchen, daß man nach Herzenslust die Früchte plündern konnte.

Jene Magd hatte ich sehr geliebt. Ich erinnere mich noch genau des sichern, ja, ich möchte fast sagen: süßen Gefühls, wenn ich an ihrer Hand und allerdings zu früh für mein Alter in den Kindergarten geführt wurde. Sie war eine bestürzend hübsche junge Italienerin und Kindernärrin, immer singend und lachend, daß die tadellos weißen Zähne blitzten. An einem Samstag fuhren die Eltern fort, um den Sonntag bei Verwandten zu verbringen. Aus irgendwelchen zufälligen Gründen kehrten sie aber schon am späten selben Abend wieder heim. Das Haus war dunkel, wir Kinder zu Bette gebracht und die Magd offenbar ausgeflogen. Doch als die Eltern im Dunkel sich zurecht zu finden suchten (das elektrische Licht fehlte), ertönte auf einmal machtvoller, vierstimmiger Gesang aus der Tiefe. Der Vater tastete sich die Treppen hinunter und schlich durch die bloß angelehnte Türe des tiefen, weiten Kellers: Von flackernden Kerzen fast mystisch erhellt, saßen an einem improvisierten Tisch zwei junge Italiener zwei hübschen Italienerinnen gegenüber, nämlich unserer Magd und ihrer Freundin. Sie sangen in gehobenster Stimmung; denn auf dem Brett lagen Salami und eine Stange Weißbrot, und es funkelte eine Karaffe voll italienischen Weines ... Mein Vater besaß davon immer ein Faß voll.

Im katakombenhaften Halbdunkel und beim hallenden Klang bemerkten sie den Vater nicht, bis er auf einmal die Türe hinter sich zuschmetterte. Der vierstimmige Gesang artete unvermittelt in ein Kreischen aus. Die jungen Männer nestelten schon in ihren Taschen herum, offenbar um mit dem Messer des Eindringlings sich zu erwehren. Unsere Magd aber, die den Vater

erkannte, sprang auf, stürzte vor seinen Knien nieder, umfaßte sie und bat – als ob sie es in der Opernschule gelernt hätte –, er möge verzeihen. Und wie sich vorher die Stimmen ganz selbstverständlich zum Gesangsquartett vereinigt hatten, so vereinigten sie sich jetzt zur großartig gespielten Bittszene.

In der Oper müßte nun je nachdem eine Empörungs- oder eine Verzeihungsszene folgen. In Wirklichkeit empörte sich der Vater nicht besonders, aber er verzieh auch nicht, wie ja überhaupt das Leben bloße Ansätze zur großen Oper und erst noch ziemlich selten zeigt. Er behielt Virginia – diesen bedeutungsvollen Namen trug die Magd – noch für kurze Zeit, bis sich ihre Schwangerschaft immer deutlicher verriet und sie ihren Italiener heiratete, wobei es noch eines nicht gelinden Zwanges dem Schwängerer gegenüber bedurfte.

Es verging kaum ein Jahr, da wurde er untreu. Ihre Schönheit war schon verwelkt wie die einer befruchteten Blume, die Zähne waren während der Schwangerschaft zerfallen. Die Eltern erzählten immer mit einem gewissen Schrecken, wie bei ihr auf naturhafteste Weise die Schönheit bloß als Mittel zum Zweck gedient hatte; nur daß eben der Mensch nicht so naturhaft wie Pflanze oder Tier sich in sein Schicksal ergibt.

Eine andere Magd war inzwischen gekommen, eine zarte, schüchterne, die in der Küche weinte, wenn sie sich unbeobachtet wähnte. Sie war flink und anstellig, aber immer überzog ein feuchter Schimmer die Augen. Erscholl die Klingel, dann zuckte sie zusammen. Man mußte vermuten, daß sie unschuldig verfolgt sei und Unsägliches erlitten habe. Doch auf alle Fragen des Vaters schwieg sie... Da drangen eines Tages Polizisten ein und schlugen sie in Handfesseln, die aber auf die Bitte der Eltern gelöst wurden; denn sie war nicht im geringsten widerspenstig, ja schien fast auf die Verhaftung zu warten.

Die Magd hatte nämlich den Hof ihres frühern Dienstherren angezündet. Sie versuchte es den Richtern zu erklären, wie der Sohn des Bauern sie verführt und verlassen habe und wie sie nicht aus Rache oder Zorn, aber auch nicht aus Trauer, sondern

eigentlich aus unbegreiflichen Gründen mit dem Feuer gespielt habe. Es war nicht ihre Absicht gewesen, das Haus anzuzünden, aber irgendwie sei es ihr doch richtig vorgekommen, als die Flammen immer weiter fraßen. Die Richter verstanden damals wohl kaum den Symbolcharakter der Handlung: Sie hatte mit dem Feuer gespielt wie der Jüngling mit ihr und mit ihrer Leidenschaft. Man bestrafte sie für jene Zeiten gelind, aber sie kam doch ins Zuchthaus. Vielleicht lebt sie noch. Wahrscheinlich ist sie ehelos geblieben; denn wer hätte eine Zuchthäuslerin begehrt! Und wer sie ihrer Schönheit wegen doch begehrt hätte, wäre wahrscheinlich nicht immer taktvoll gewesen. Er hätte ja nie die tiefsten Gründe ihrer Tat begriffen, so wenig sie sich selbst begriff. Eine Minute allerdings selbstverschuldeter Unbedachtsamkeit, und schon war alles geschehen. Der Satz von «Trial and error» gilt auch für den Menschen. Aber wir leben zu wenig lang. Was ein Versuch und vielleicht ein Irrtum sein könnte, ist schon unser Schicksal; was Probe sein sollte, schon endgültige Aufführung; was bloßes Beispiel, schon letztes Spiel; was wir unter anderm tun wollten, wird unsere einzige wirkliche Tat. Und mancher könnte sagen: Ich habe nur *eine* Möglichkeit meiner selbst dargestellt, schenkt mir noch tausend andere Leben. Unsere Magd mußte gestraft werden; doch hätte es eine Strafe wie für ein Kind sein sollen, das gefehlt hat, aber auch wieder vielfach gutmachen wird.

Ich war noch nicht ganz vierjährig, als die Familie in ein Dorf nahe einer andern Stadt zügelte. Das einfache, graue Haus stand im großen, alten Garten einer Gärtnerei und Baumschule. Ich erinnere mich, wie der Vater im Herbst mich schickte, Birnen für den Nachtisch zu holen; denn an den sonnigen Mauern unseres Spaliers wuchs prachtvolles Obst. Bisweilen träume ich von Gärten, wie sie ein Stifter nicht geordneter und fruchtbarer schildern könnte. Ich breche Birnen, die wohlig und voll in der Hand liegen. Und ich weiß, Kraft und Farbe dieses Traumes strömen aus jenem Kindheitserlebnis her. Auch heute besitze ich einen Garten. Aber jeder Baum bedeutet Sorgen,

oft sogar unbelohnte. Einer serbelt, einer muß umgepfropft werden. Alle werde ich nächstens schneiden lassen. Ich kann nicht mehr nur so in den Garten gehen und einfach eine Birne umfassen und mit zartem Ruck lösen, ja fast erlösen; ich muß dabei an vielerlei denken, an Mühen und Aufgaben; und die Güte der Früchte messe ich an Hoffnungen und Versprechungen, die sich nie ganz erfüllen. Es ist, wie wenn der Lärm eines verwirrlichen Lebens und einer ganzen Welt in jeden reinen Ton sich hineinmischte. Das einfache, ganz nur von sich selbst erfüllte Erlebnis verdanke ich bloß der Gunst wunderbarster Zufälle.

Im ersten Stock des Hauses wohnten zwei würdige alte Damen. Ich sehe ihre gichtgeschwollenen Hände, die ich oft erfaßte und ganz von nahe und eingehend studierte. Die Damen reichten sie willig her, wie wenn sie irgendein seltsames Stück aus einer Sammlung in der Vitrine zeigten. – Unterhalb des Gartens lief ein Sträßchen vorbei, worauf täglich ein Mann in die Stadt zu seinen Geschäften ritt.

In dieser Idylle diente uns als Magd ein bleiches, eckiges, unhübsches Wesen, das ständig hungrig war, im Garten das unreife Fallobst in solchen Mengen auflas und auffraß, daß sich die Eltern wunderten, ja fast sich etwas angewidert fühlten. Als die Küche umgebaut wurde, mußte sie bei einem nahen Landgasthof das Essen in kunstvoll aufeinandergebeigten Gamellen holen. Dabei wurde sie ertappt, wie sie auf dem Heimweg mit spitzen Fingern Fleisch aus der heißen Sauce fischte und in großen Happen verschlang.

An den Sonntagnachmittagen stand sie vor dem Gartentor in einer sehr verkitschten Allerweltstracht, mit grellen Bändern herausfordernd geschmückt, und versuchte die Bauernburschen, die gegen die Stadt zu flanierten, mit einem Scherzwort anzuhalten. Sie wünschte offenbar, daß man sie einlade. Aber das grauweiße, scheinbar unsaubere Gesicht wirkte nicht verführerisch. Die Burschen lachten wohl, warfen auch irgendeine gewagte, plumpe Antwort zurück, verzögerten aber kaum den Schritt.

Nachher schmetterte Frieda, ihrem Namen wenig Ehre erweisend, das Tor zu und heulte lange, lange, bis das Heulen in ein Wimmern überging, nur noch von kurzen Schluchzern unterbrochen.

Die Eltern hätten sie gern entlassen, aber Frieda versah den Dienst im übrigen recht, und wir Kinder hingen sonderbarerweise sehr an ihr. Als einmal Vater und Mutter in der Morgendämmerung von einem Gesellschaftsanlaß heimkehrten, wollten sie in unserer Schlafkammer etwas holen und entdeckten dabei das Bettchen meines dreijährigen Bruders leer. Die Mutter erschrak, eilte zum Mägdezimmer, klopfte rasch an und drückte in ihrer Aufregung gleich die Türe auf: Da lag Frieda in vielerlei Tücher eingerollt auf dem Boden; im Bett aber schnäufelte der Bruder in seligem, unangefochtenem Schlaf. Man verhörte die Magd, und sie gestand, das Kind in ihr Bett gelockt zu haben. Doch als sie selbst schlafen gehen wollte, hätte sie den Frieden des Kleinen nicht stören mögen und deswegen ihr Lager auf dem Boden eingerichtet. Sie wurde streng verwarnt. Doch schon am nächsten Sonntag, als sie der Vater halbnackt auf dem Kanapee liegend überraschte und sie ihn anflehte, ja anschrie, er möge sie erlösen..., da befahl er, daß sie sich sofort ankleide und das Haus verlasse.

Der Zufall führte uns einige Jahre später auf einer Wanderung in Friedas Dorf. Vor einem Hause saß eine Blinde. Von innen wurde etwas gefragt, und die Blinde antwortete. Wir Kinder stutzten, betroffen von einer Eigentümlichkeit der Stimme. «Frieda, Frieda!» riefen wir und drangen über die niedrige Buchsbaumhecke zu ihr. Auch Vater und Mutter näherten sich zögernd und grüßten mit einigen verlegenen Worten. Sie erzählte ohne Verbitterung, daß die Blindheit Folge eines Sturzes und einer Netzhautablösung sei; man wußte damals noch keine Rettung davor. Nach dem Abschied bückte sie sich, als ob sie sähe, wieder über eine kunstvoll durchbrochene Strickarbeit.

Die Eltern schwiegen nachher lange und tief erschüttert, nicht in erster Linie, weil Frieda blind, sondern weil sie ... schön

geworden war. «Wie oft stillt das Leben Sehnsüchte und Begierden so!» murmelte schließlich der Vater, «man sollte das besser bedenken...»

Noch im selben Jahr zogen wir in die Stadt. Es folgten andere Mägde und andere Wohnungen. Aus ein und derselben Familie eines abgelegenen Dorfes auf dem Dinkelberg kamen nacheinander vier Schwestern, damit sie vor der Heirat «die Welt gesehen und in einer Herrschaft gedient hätten»: So wenigstens begründete es ihr Vater. Doch muß ich bei den Ausdrücken «Welt» und «Herrschaft» lächeln, wenn ich unsere, in jeder äußern Hinsicht engen Verhältnisse bedenke; wogegen der Bauer auf seinem mächtigen Hof ein wirklicher Herr war, der die Arbeiten unter den Söhnen verteilte wie ein Fürst die Erzämter. Das wunderbare Wort «Magd» erhielt für uns Kinder von Jahr zu Jahr einen vollern, rundern Klang.

Ganz besonders gern erinnere ich mich eines Mädchens aus dem Oberwallis, mit dem ich leidenschaftlich gern in die Stadt zum Einkauf ging. Damals wischten die häßlichen, glockenförmigen Damenröcke beim Gehen über den staubigen Boden; darum hoben ihn die Frauen an einer Falte mit koketter, aber sicherlich ermüdender Geste. Die Röcke «geringerer» Leute, wie eben der Mägde, waren zwar etwas kürzer, wurden aber bei jedem Schritt mit den Absätzen ein bißchen gelüpft. Ich spazierte in Knopfstiefelchen und, auch zur mildesten Maienzeit, im Schatten eines breitkrempigen Hutes mit Gummiband unter dem Kinn. Bisweilen wurde ich als Matrose ausstaffiert mit unnützem Matrosenkragen und mit bebänderter Mütze, auf der die Erwachsenen mit anerkennendem Lächeln «Gneisenau» oder «Bremen» lasen.

Es war noch die Zeit, da die Pferde fast ausnahmslos jene unbegreiflichen Scheuklappen trugen und gerade deswegen häufig scheuten. Nicht selten raste eines mit dem Wagen durch die Straßen, das der verzweifelte Fuhrmann mit allem Zerren und an sich sinnlosem Peitschen nicht aufhalten konnte. Schreiend flüchteten die Leute in die Hausgänge oder duckten

sich hinter Mauervorsprüngen, bis irgendwo das Gefährt stürzte und vielleicht sogar zerschellte und das von panischer Angst getriebene Pferd niederbrach. Dann rannte man hinzu, rettete den Fuhrmann, versuchte das dampfende Tier aufzustellen. Oft brach es wieder zusammen, zitterte am schaumverschmierten Leib und mußte abgetan werden.

Besonders fürchteten die Pferde das schrille Pfeifen des Trams und das Tuten der noch recht seltenen Automobile und Töffs. Wenn solch ein modernes Gefährt kam, hielt der Lenker das Saumzeug straffer in der Hand, zügelte den Lauf oder stieg noch lieber ab, um das Tier am Halfter zu führen, zu streicheln und zu besänftigen. So dramatisch erlebte man das Hereinbrechen eines neuen Zeitalters des Verkehrs.

Am liebsten ging ich mit unserer Magd auf den Fleischmarkt beim alten Kasinoplatz. Dorthin kamen Metzger vom Lande, die auf der Rückseite des Platzes in einer Reihe kleiner, wackliger Holzhütten Fleisch feilhielten. Die Frauen schritten mit Henkel- und Deckelkörben einher, die Damen waren in respektvollem Abstand von den weißbeschürzten Mägden gefolgt, die mit der Andeutung einer Tracht verrieten, woher sie stammten. Oft trottete auch ein greises Männchen herbei, das die Langeweile seines Alters mit Botengängen etwas verkürzte. Die Metzger hieben mächtige Lappen Fleisches ab, durchsägten Markknochen, ließen die Ware auf die Teller oder Schüsseln plumpsen, die von den Käuferinnen dafür mitgebracht wurden, und wischten die blutigen Finger flüchtig an der schon blutrünstigen Schürze ab, bevor sie das Geld empfingen. Dazwischen kam etwa ein Polizist, der einen violetten Stempel auf die Keulen und Lenden klatschen ließ oder damit die Ohren eines Schweinskopfes tätowierte.

Grete, so hieß die Magd, war stolz, wenn sie mich wie ein eigenes Kind an den Händen führen durfte. In allen Geschäften liebte man sie ihrer Oberwallisermundart wegen, wofür ich den Lohn in manch süßem Geschenk einheimste. Auf eigene Verantwortung riß sie für mich den Kopf vom oft noch dampfenden

Brot oder versenkte eine Strähne des gekauften Sauerkrautes in meinen immer hungrigen Mund.

Aber zu Hause und besonders am Abend wurde sie vom Heimweh nach ihrem Tal fast verzehrt. Man bedenke: Sie schrieb fast keine Briefe und kriegte nie eine Zeile von den schreibungewohnten Eltern. Das Heimatdorf lag für die damaligen Zeiten und für den schmalen Lohn weit, weit weg. Solange sie diente, durfte sie kaum hoffen, die ihrigen je zu sehen. Nur einmal innerhalb der zwei Jahre kam eine jüngere Schwester auf dem Weg zu einer Magdstelle in der Ostschweiz für einen Abend vorbei. Sie brachte ein grobwollenes Tuch und einen Kamm für Grete, und für uns wickelte sie aus grünfeuchten Rhabarberblättern einen großen gelben Ballen Butter. Offenbar ging sie auch nicht gern in die Fremde; aber sie tröstete sich mit dem Spruch ihres Tales:

«Wer nit geit us der Aeschu
'berchunnt nit in d'Täschu.»
(Wer nicht vom heimischen Herd
in die Fremde geht...)

Nach dem Nachtessen saßen wir Kinder oft in der Küche, und dann erzählte uns die heimwehkranke Grete von ihrem Tal. Ganz einfach! So einfach, daß wir gelegentlich spotteten und ihre Redeweise nachahmten. Sie regte sich darüber nicht auf, sondern begann, unsere Aussprache zu verbessern. Und so übten wir, was ich hier nur aus ungenauer Erinnerung wiedergebe: d'Schüo, d'Hüot, die ripfen Tribill essun, Fougla, d'Hiser, Esil, Sichchja (Sichel). Ja, wir wagten uns zu kleinen Sätzen vor: Du wilt d'Schüo – Iser Chie sint schöeni. Und ganz besonders oft mußten wir wiederholen: Wir gengen auf d'Alpa. Heikler als ein Linguist, zwang sie uns listig, die geliebten Laute dutzende Male und mit immer echterm Tonfall auszusprechen.

Aber wenn es mir auch gelang, ein Sätzchen echt walliserisch zu reden, so half es auf die Länge doch nicht. Grete kündete,

reiste ab, und es war niemand mehr da, der uns – ach wie oft! – vor den Eltern mit dem Sprichwort zu verteidigen wagte: «Me cha d'Jugund nit vellig inar Vogulchebig isperru.»

Einige Jahre später besuchte der Vater auf einer Bergwanderung das Dorf und die inzwischen verheiratete Grete. Er traf sie in unglaublich dürftigen Umständen. Aber sie war glücklich und zeigte ihm eine solch stolze Schar kräftiger, munterer Kinder, daß er in gewisse rechnerische Schwierigkeiten geriet.

Bald nach Gretes Abschied mußten wir wieder zügeln, und zwar in den ersten Stock eines Hauses an der breiten, harten, löcherigen Industriestraße. Die damals aufkommenden Lastautos erschütterten das ganze Gebäude. Die Bilderrahmen klopften an die Wand, die Uhr ächzte, der zitternde Stubenboden murrte, die Hängelampen schwankten... und wer noch Näheres wissen will, lese bei der Erdbebenskala von Mercalli-Sieberg die genaue Beschreibung des vierten Grades nach.

Dazu wirbelte jedes Auto einen Staublindwurm auf, daß die Menschen wie aus Schrecken vor dem heranrumpelnden Ungetüm – in Wahrheit aber, um noch einmal tief zu atmen – den Mund weit öffneten. Nachher kniffen sie die Augen zu und preßten das Nastuch vor das Gesicht. Die Gartenfrüchte schmeckten staubig, die Blätter verfärbten sich staubgrau. Die Fenster mußten meistens geschlossen bleiben; trotzdem wurde die Wohnung rasch verstaubt. Der Regen wusch den Schmutz in schwärzlichen Striemen über Hauswand und Fenster hinunter. Dazu kam noch das schütternde Tram – siehe fünften Grad der Erdbebenskala –, das gefährlich knapp vor dem Hauseingang vorbeifuhr. Die Räder kreischten, als ob sie gequält würden. Die Leitungsdrähte, die just auf der Höhe unserer Wohnung liefen, funkten, knisterten und knackten.

Die Wohnung war klein. Trotzdem gaben wir die besten Zimmer an zwei Pensionäre, welche die Kantonsschule besuchten. Der eine, ein welscher Tunichtgut schaukelte in den vielen freien Stunden auf den Rohrsesseln seines Zimmers, wobei er sie mit dem Sackmesser allmählich zu Schanden schnitzte. Oder

er verschoß mit einem Gewehrchen Pfeile, die in einem Gumminapf statt in einer Spitze endigten und sich deswegen am Ziele festsaugten. Er schoß auf die Wandbilder, besonders gern auf das Bild einer nackten «Psyche». Er zielte aber in grausamer Art auch auf die Augen einiger Porträts, ja sogar auf die Augen seines eigenen Bildes im Spiegel. Überall lagen Schalen und Kerngehäuse von Früchten herum. Das Obstmesser wischte er an den Vorhängen ab, die er dabei befleckte und verletzte.

Der andere Pensionär dagegen war ein kleiner, immer tiptop gekleideter Mann, der am liebsten nicht nur an Sonntagen, sondern ständig Kragen und Manschetten getragen hätte. Mich Achtjährigen behandelte er wie einen Gentleman. Nie tat er irgendetwas Schlimmes oder Unrechtes; denn was ein Herr nicht tut, tat auch dieses Herrchen nicht. Das heißt, ein einziges Lästerchen besaß er doch: Er rauchte ganz selten einmal eine Zigarette, nicht aus Lust oder Großmannssucht, sondern weil er das seinem allerdings winzigen Schnäuzchen sozusagen schuldig war. Einmal in der Woche rasierte er sich, worüber mein Vater immer spöttelte. Er sprach übrigens sehr gern mit dem Vater, und zwar meistens über Politik, im Ton eines Mannes und mit den Kenntnissen eines Kindes.

Wenn er die Mutter auf der Straße traf, lüpfte er korrekt den Hut und half ihr auch, wie der gute Sohn im Lesebuch, etwa einen Korb tragen. Dabei setzte er sich bewußt über den Komment hinweg, der nur einem Buben, nicht aber einem Manne erlaubt, Marktkörbe zu tragen.

Im übrigen studierte er überfleißig Mathematik, Latein, Französisch. In freien Augenblicken legte er mir, der ich gewaltig staunte, mit vollkommenem Ernst die Grundlagen und kaufmännischen Vorteile der Stenographie dar und ...bisweilen weinte er, wenn sie in der Schule schriftliche Arbeiten gemacht hatten.

Unsere Magd zu dieser Zeit war schön und einfach wie ein bäuerlicher Obstbaumgarten im Frühling; und gewiß ist sie später als Frau ebenso schön und natürlich in ihrer Fruchtbarkeit

geworden, wie solch ein Garten im Sommer und Herbst. Sie war ungebildet. Aber es fehlte ihr gar keine Bildung. Der welsche Pensionär strich immer um sie herum, schwatzte in seinem Kauderwelsch Verfängliches, kriegte fürwitzige Hände, versuchte die Magd in ungeschickte Lagen zu bringen, bis sie, von den Abgefeimtheiten angewidert, meinem Vater ein Ultimatum stellte. Und daraufhin mußte dieser verzogene Sohn reicher Eltern den Koffer packen, obwohl er ein fürstliches Kostgeld gezahlt hatte.

Die Umstände wollten es, daß die Magd und ich viel zusammen lebten: In der engen Stube war für uns zwei nicht mehr Platz am Tisch, so daß wir in der Küche aßen. Sie besaß eine sonderbare Macht über mich. Bevor sie den Löffel in die Suppe tunkte, schwieg sie einige Sekunden. Vielleicht betete sie, vielleicht ließ sie nur die Unrast verebben, welche die Vorbereitung eines Mahles in der Seele erregt.

Ihr Bett stand in einem notdürftigen Verschlag im Estrich, in den auch meine Schlafkammer hineingebaut war. Gelegentlich sah ich sie am frühen Morgen, wenn sie, unter einer Dachlukarne stehend, sich kämmte. Die erste Sonne brach durch das Glas in Streifen hinein, von Stäubchen durchtanzt, und ließ die sowieso schon blonden Haare aufleuchten; ja einzelne Härchen erglühten, daß ich ein feines Knistern zu hören glaubte. Viele Jahre später las ich bei Keller die wunderbare Stelle, wie der Grüne Heinrich seine Base Judith beim gleichen Tun trifft: «Mit der wallenden Seidenflut fing ich neckend an zu spielen», heißt es, «und Judith pflegte bald, ihre Hände in den Schoß legend, den meinigen ihr schönes Haupt zu überlassen und lächelnd die Liebkosungen zu erdulden, in welche das Spiel allmählich überging.» Obwohl ich bedeutend jünger als der Grüne Heinrich war, hätte ich dasselbe tun wollen, vielleicht mit geringerer heimlicher Begierde, aber mit ebensoviel Rührung und Glücksgefühl... Doch ich wagte es nicht, und sie hätte es nicht geduldet. Wir berührten einander nie auf unziemliche Art.

Es ist mir tiefste Lust, hier auch nur den namenlosen Namen der Magd zu schreiben: Emma Peyer. Ich habe sie geliebt. Und sie hat mich geliebt; doch so, als ob sie mir sagen wollte: Schau, du bist jetzt achtjährig, und da ist es am schönsten und richtigsten, daß ich dich wie eine Mutter liebe. Aber du darfst spüren, daß ich vielleicht noch anders lieben könnte, wenn du ein Mann wärest.

Eines Tages verließ sie unsere Familie. Es waren gewiß einfache, vernünftige Gründe, warum sie ging und die Eltern sie, zwar mit größtem Bedauern, gehen ließen. Aber wir Kinder erfuhren oder verstanden nichts davon. Menschen kamen oder gingen, Ereignisse griffen in unser Leben hinein: Als Unerwachsene wußten wir nicht warum und mußten fast glauben, daß es fremde, geheimnisvolle Gesetzlichkeiten gebe, die nur hie und da in unsere sonst leidlich zusammenhängende Welt hineinwirken. Was ist mit ihr geschehen? Ist sie wirklich Mutter geworden? Lebt sie noch? Wenn wir uns träfen, wäre ich noch ich, wäre sie noch sie?

Charles Tschopp